

zumutbares Unternehmen, sich in den Rahmen einer Gemeinde einzuordnen. *Geis sprengte diesen Rahmen*, und er hat darunter gelitten, wie alle, die es tun, die dazugehören wollen und es doch nicht können, die nicht freiwillig sich absondern, sondern innerlich dazu gezwungen werden. Aber diese Gemeindelosigkeit, das Unzumutbare eines Amtes, hat dann gerade dazu geführt, dass Geis Freunde gehabt hat, verehrt wurde, geschätzt, ja geliebt. Und es waren vor allem protestantische Freunde, die ihm nicht nur die Treue hielten, sondern ihm auch durch alle Nöte der Krankheiten und der Widrigkeiten mit Menschen halfen: Allen voran *H. J. Kraus* in Göttingen, einer jener grossen Freunde Israels aus dem Glauben ihrer wirklich gelebten christlichen Existenz, *Helmut Gollwitzer* und *Dieterich Goldschmidt*, um nur einige zu nennen. Diese Freunde hatte Geis bei der Arbeit in der *Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag* gewonnen, ein Unternehmen, das von 1961 bis 1969 die Begegnung von Juden und Christen erheblich gefördert hatte und wo Geis auf jüdischer Seite die führende Stellung einnahm.

Und hier zeigte sich das für manche Paradoxe: *Geis war ein Sprecher des Judentums*, gerade weil er sich von allen äusseren Bindungen des Amtes, der Einreihungen und der Gruppierungen befreit hatte. Und seine Stimme wurde in der Welt mehr gehört als die anderer, weil er kein homi-

letischer Schönredner war, keinen Tiefsinn bot, der sich bei näherem Zusehen als Luftblase entpuppte, sondern sich selbst preisgab in der geistigen und politischen und sozialen Not unserer Zeit. Natürlich musste er gegen eine Gesellschaft Stellung nehmen, die nicht einmal den bescheidensten Versuch unternimmt, die Jugend in ihrem Aufbegehren zu verstehen, und in der panischen Angst, das allzu schnell Zusammengeraffte wieder zu verlieren, nach starken Männern ruft. In dieser Haltung wusste Geis sehr genau, an welche Institution der israelisch-jüdischen Geschichte er anknüpfen konnte, und er hat auch die in gewissen jüdischen Kreisen unpopulären Angriffe gegen ein deutsches Presseimperium nicht gescheut, das nicht deshalb tabu sein darf, weil der Konzernherr auch israelische Einrichtungen beschenkt. Geis hatte sich schliesslich damit abgefunden, dass für ihn nur noch wenige Freunde zählten und es sich für ihn nicht mehr lohnte, sich mit den Gruppen einzulassen.

Robert Raphael Geis hätte noch gerne gelebt, viel gearbeitet, Ausgefeiltes geschrieben, Klares gedacht. Mannigfache Krankheiten haben ihn in den letzten Jahren daran gehindert. Seine Frau und zwei Kinder sind zurückgeblieben — und vielleicht ein Dutzend Freunde. Das mag nicht viel sein, im Grunde ist es sehr viel, denn sie werden ihn nicht vergessen.«

Zum Gedenken an Lili Sertorius

* 26. Mai 1901 in Köln, † 16. Juli 1972 in München

Wir trauern um Lili Sertorius. Schon seit Herbst 1948 war sie mit dem Kreis um den »Rundbrief« verbunden. Das »Memorandum der Arbeitsstelle des Rundbriefs« in Nr. 4/Juli 1949 nennt sie auch unter den Mitgliedern des »Beirats«¹. Doch bedarf es dieser Daten nicht, um auszusagen, was sie uns war und bleibt. Ihre Existenz und — mit den Worten von Dr. Auguste Schorn (s. u.) — »die eigentümliche Intensität ihres Denkens« sind uns eine besondere Verpflichtung und bleibender Dank. Sie hat an den Anliegen des Rundbriefs teilgenommen und bei besonderen Gelegenheiten manches verfasst — was sonst niemand und gerade zum gegebenen Zeitpunkt derart ausgezeichnet hätte tun können. Genannt sei: Die Inhaltswiedergabe von »Die Judenfrage vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil von Msgr. Carli«. Es war ein bedrückendes Moment, die Drucklegung der Dokumentation zu »Nostra Aetate«² eilte, als dieser unerlässliche Beitrag in der italienischen Zeitschrift noch erschienen war. Lili Sertorius sprang ein und übernahm die zuverlässige Übersetzung und Inhaltswiedergabe. Und wieder einmal gab es Zeitnot bei der Dokumentation über den Sechs-Tage-Krieg. In einem geräuschvollen Raum war der auf Französisch gehaltene Vortrag von Professor Neher auf Tonband aufgenommen. Professor Neher erhielt das danach geschriebene Manuskript auf einer Fahrt nach Israel zur Durchsicht und war des Lobes voll über ihre Übersetzung³. L. Sertorius half auch grundlegend bei der Erstellung des »Systematischen Gesamtregisters über den Inhalt FR Jahrgang I-XX/1948–1968«. Auf ganz anderem Gebiet liegend sei ferner genannt ihre Besprechung der »Szenischen Dichtungen« von Nelly Sachs: »Zeichen im Sand«⁴.

Wir verdanken das folgende Gedenkwort Dr. Auguste Schorn, bezeichnenderweise überschrieben: »Spiritualität und Intensität«⁵ und bringen von Lili Sertorius selbst auszugsweise »Gedanken über den Tod«⁶.

Spiritualität und Intensität

Zum Gedenken an Lili Sertorius

Am 16. Juli starb plötzlich, wenn auch für ihre Freunde nicht unerwartet, in einer Münchener Klinik Dr. Lili Ser-

torius. Ihr Name wird in Freiburg vor allem durch ihre langjährige Tätigkeit an der Herder-Korrespondenz fortleben, für die Karlheinz Schmidhüs sie 1946 als erste und engste Mitarbeiterin holte. Was Lili Sertorius für die unter schwierigsten äusseren Bedingungen begonnene Zeitschrift, im Augenblick ihrer Entstehung ein wahres Pionierunternehmen, bedeutet hat — durch ihre eminente Sprachbegabung, ihren geistigen Elan und die eigentümliche Intensität ihres Denkens —, wird man kaum hoch genug einschätzen können. Nachdem sie aus Gesundheitsgründen aus der Redaktion ausgeschieden war, hat sie in dem ihr noch verbleibenden Jahrzehnt eine neue, erstaunlich fruchtbare, obwohl meist im Verborgenen bleibende Tätigkeit entfaltet. Die Mitfeier der byzantinischen Liturgie in dem kleinen benediktinischen Priorat Cureglia bei Lugano, das ihr schon früh Asyl und ein Stück Heimat geworden war, wie auch mannigfache persönliche Begegnungen liessen sie immer tiefer in die Spiritualität und Theologie der Ostkirche eindringen. Vorgrimler vertraute ihr für den 1969 erschienenen zweiten Band der »Bilanz der Theologie im 20. Jahrhundert« die Darstellung der »Orthodoxen Theologie im 20. Jahrhundert« an. Nach langem »Balancieren zwischen Ost und West«, wie sie es scherzhaft nannte, schloss sie sich im Herbst 1971 auch äusserlich der Orthodoxie an. Mitten aus ihren Arbeitsplänen, die, wie sie zuversichtlich hoffte, der Erschliessung der spirituellen Kräfte des christlichen Ostens für die Gesamtkirche zugute kommen sollten, wurde sie abberufen und starb in einer inneren Heiterkeit und Gelassenheit, von der Archimandrit Peterfalvy an ihrem Grab bezeugte, er habe solche Ergebung in den Willen Gottes nur bei sehr wenigen Menschen gefunden.

Auguste Schorn

Gedanken über den Tod von Dr. Lili Sertorius

Lili Sertorius schrieb diese Gedanken im Frühjahr 1972, einige Monate vor ihrem schnellen Tod⁶.

»... Wir sterben nicht vom Leben weg, wir finden im Tod — wenn auch, bis zur Auferstehung allen Fleisches,

¹ Das. V, S. 19.

² FR XVI/XVII/1965, S. 31 ff.

³ FR XIX/1967, 4 ff.

⁴ Vgl. FR XV/XVI, 136 ff.

⁵ Mit auch freundlicher Genehmigung seiner Redaktion entnommen aus: »Christ in der Gegenwart« (24/34), 20. 8. 1972.

⁶ Auzugsweise entnommen aus: »Orthodoxe Stimmen«. Übernationale Zeitschrift. München, 1. Vierteljahr 1972. (19/Nr. 73). S. 52–54. (Auszug: S. 53 f.).

noch unvollständig – ein neues Leben, ob wir daran glauben oder nicht. Christi Gegenwart im Tod ist da für alle, unabhängig von unserem Gedanken; aber sie ist ein unendlicher Trost für den, der glaubt. Darum – während unser Leib und unser von den Sünden der Gefallenheit belasteter Geist wie seit Adams Fall vor dem Tod erschrickt – muss unserem Glauben der Tod zum Freund werden. Unerträglich wäre die Vorstellung, wir müssten immer weiter dieses unser irdisches Leben leben, gefangen in der Sündenschuld der Welt, eingeschlossen in unseren verdunkelten Verstand, unsicher in unserem Unglauben und ständig von Irrtum und Schuld bedroht. Unerträglich wäre wirklich dieses irdische Leben ohne den Tod, der Tod aber öffnet uns die Freiheit. Jene Freiheit, die wir suchen, weil wir das Ebenbild des Unendlich Freien in uns tragen, jene Freiheit, die wir im Leben höchstens bruchstückweise erringen können und allzu oft verfehlen. Selbst die Heiligen – diese freiesten unter allen Menschen – gelangen erst durch den Tod an das Ziel ihrer Schau, zur völligen Freiheit ihrer Liebe.

Der Tod, sofern er das Zerreißen unserer vitalen Ganzheit ist, ist zweifellos ein furchtbares Übel – aber soweit er durch Christi Tod der Beginn des neuen Lebens ist, können wir ihn mit Sehnsucht erwarten. Dieses Doppelwesen des Todes, die Verflechtung von Übel und Gnade, wird uns immer ein Mysterium bleiben. Und doch dürfen wir vielleicht vertrauen, dass bei diesem gewaltigsten Eingriff in unsere Person Gottes Entscheidung, dass jetzt – jetzt! – der Augenblick gekommen ist, wo der Einzelne dem Tod begegnen soll, die wahre Ursache ist und dass es auch Gottes Entscheidung ist, die uns im Tode unserer Geliebten entgegentritt. Sie sind ja unseresgleichen, und was für uns gilt, gilt auch für sie. Wenn wir sterben, sterben wir dem Herrn, wie Paulus sagt. Welch ein Trost, dann zu wissen, dass das Licht, das wir hier funken, vielleicht im Gnadenstrom der Kirche in ganzen Strahlen empfangen, uns am Ende mit vollem Glanz erwartet, dass es uns zwar unsere absolute Unzulänglichkeit aufdeckt, aber zugleich auch die Liebe, mit der wir es hier suchten, vollkommen erfüllt.

Aber diesen Trost des Glaubens können wir oft nicht lebendig in uns fühlen. Da der Tod mit der Sünde in die Welt gekommen ist und also zum Übel gehört, verdeckt das Übel allzu oft die Gnade. Der Tod kann sanft kommen, als Erlösung im Alter oder im Frieden der Weisheit, er kann rasch »zuschlagen« durch Unfall oder Krieg, er kann mit langen und schrecklichen Qualen, mit der ganzen Rebellion des Fleisches am Ende tödlicher Krankheiten kommen. Aber die Krankheit ist nicht der Tod. Die Krankheit ist, sozusagen, ein »anderes Übel«, ein Übel, das auch dann ebenso qualvoll erscheinen kann, wenn es nicht zum Tode führt, wenn wir von der Krankheit wieder genesen. Wir sagen oft, dass der Tod einen Menschen von seinen Leiden erlöst hat. Das ist natürlich nicht die Erlösung, die der gläubige Christ meint. Erlöst hat Christus die Menschheit vom Tod, von jener Todverfallenheit, die durch die Sünde in die Welt kam und keine Auferstehung kennt, nichts weiss von der gottebenbildlichen Menschennatur. Er hat den Tod zum Durchgang gemacht zu jenem ewigen Leben des Auferstandenen. Von den physischen Leiden »erlöst« uns der Tod aber nur zum Tod, wie zu einem Schlaf der Vergessenheit: diejenigen, die an Gott glauben, ebenso wie die, die nicht an ihn glauben. Unser Leib und unsere Seele bringen in den Todesqualen die Vernichtbarkeit der gefallenen Menschheit zum Ausgesprochenen, wie sie es ähnlich auch in Krankheitsqualen tun, die nicht zum Tode führen; sie offenbaren im Sinne des

Psalmisten: »Ach wie garnichts sind alle Menschen...«. Wir wissen selber oft nicht, was in der Tiefe unserer Seele vorgeht, während wir sichtbar so sehr leiden; wir können höchstens aus der Analogie der Todesqualen mit anderen Krankheitsqualen, die wir überleben, schliessen, dass etwas im Menschen tiefer ist als diese Leiden und dass dieses Innerste in tiefer Verborgenheit vielleicht Gottes Barmherzigkeit begegnet, während nach aussen nur Qual zu sehen ist.

Wir haben in diesem Leben viel Grund zur Furcht – aber nicht nur vor dem Tod, sondern vor allem, was mit der gefallenen Natur zusammenhängt: Sünde, Leid, Krankheit, Alter, Tod. Doch die Furcht geht auch in uns nur den gefallenen Teil unserer gesamten Person an. Wir besitzen aber auch jenes andere Herz, das der Heilige Geist berührt und das jubelt, wenn wir unsere Gefangenschaft verlassen«.

Dieser Ausdruck eines jubelnden Herzens spricht ebenfalls aus dem von ihr selbst gewählten Text zu der nach ihrem Tod gedruckten Gedenkzettel:

*»Eure Freude wird niemand von Euch nehmen
Johannes 16, 22.«*

In dieser Freude gedenken wir ihrer und bleiben ihr dankbar verbunden. Gertrud Luckner

Gesucht wird Material zum Thema: Christentum-Judentum in der NS-Zeit

Für eine historisch wissenschaftliche Arbeit über Christen und Juden (besser gesagt: »der Mensch«) in der NS-Zeit wenden wir uns mit folgender Bitte an Sie:

Über die organisatorischen und theologischen Zusammenhänge des Kirchenkampfes gibt es bereits viele Arbeiten. Unser Anliegen aber richtet sich auf Quellenmaterial, das die Empfindungen, die Haltung und das tatsächliche Verhalten von Einzelpersonen und (oder) Gruppen aller Bevölkerungsgruppen wiedergibt.

Wir suchen *Quellenmaterial* z. B. aus persönlichem und Familienbesitz (u. a. Nachlässe), Briefe, Tagebücher, Memoiren usw., die Aufschluss geben über folgende Fragen:

1. Die gegenseitige Beziehung zwischen Eltern und Kindern, die u. a. in der Schule, der Hitlerjugend u. ä. solchen damaligen Einflüssen ausgesetzt waren.
2. Gegenseitiges Verhalten zwischen Lehrern aller Gattungen und Schülern; wie verhielten sich Lehrer und Erzieher gegenüber den Erziehungsprogrammen und Einflüssen der damaligen Machthaber?
3. Die Empfindungen und Reaktionen einzelner bzw. von Gruppen gegenüber den Gleichschaltungsbestrebungen des Regimes.
4. Die »innere Emigration« von Individuen, der Geistlichkeit oder Laien (d. h. selbstauferlegte Isolierung, Resignation oder passiver Widerstand).
5. Reaktionen auf die Verfolgung von Christen, Juden oder sonstiger Personen (d. h. Hilfe jeder Art für die Verfolgten).

Ohne erteilte Erlaubnis von seiten des Eigentümers wird kein Dokument veröffentlicht. Da es sich um eine sozial-religionsgeschichtliche Arbeit handelt, werden Namen von Privatpersonen nicht genannt. Das Material wird dem Absender nach Empfang kurzfristig zurückgesandt. Für Material oder Anschriften und Hinweise auf Besitzer von solchem Quellenmaterial wären wir Ihnen sehr dankbar.

Anschrift: Dr. Gertrud Luckner, Freiburger Rundbrief, D 78 Freiburg/Br., Postfach 420.